

**„Ihr Völker der Welt, schaut auf diese Stadt...!“  
Leben zwischen Sonnenallee und Mauerschatten**



PKW durchquert Grenzübergangsstelle Sonnenallee Foto: Edmund Kasperski

Der Appell der Überschrift stammt von Ernst Reuter, dem damals Regierenden Bürgermeister von Berlin – und vom 9. September 1948, dem Beginn der „Blockade“. In der Tat blickte die Welt immer wieder auf Berlin, mal neugierig, mal zögernd, mal kritisch, mal angstvoll. Wer über das „Schicksal hier würfelte“ (Reuter), spielte auch um die eigene Rolle, Bedeutung und Macht – wobei die Berliner selbst meist nicht mit am Spieltisch saßen. Ein Satz Reuters hallte lange nach: „In all diesem Handeln und Verhandeln wollen wir Berliner kein Tauschobjekt sein.“

Die Atmosphäre und das Lebensgefühl in Berlin verhärteten sich durch den Mauerbau dramatisch. Hatte man ab 1952 mit der, zynischerweise „Aktion Ungeziefer“ (Tarnname) genannten, Zwangsaussiedlung von fast 12.000 Anwohnern die „Staatsgrenze“ von angeblich „unzuverlässigen Elementen“ gereinigt und damit auch die Sperrzone erweitert, so wiederholte sich diese Willkürmaßnahme im Herbst 1961 in mehreren Bezirken der DDR – und nach dem 13. August mitten in Berlin. Die SED und deren „bewaffnete Organe“ unterbanden und erschwerten nicht nur den Bus-, Straßenbahn- und S-Bahn-Verkehr zwischen westlichen und östlichen Stadtteilen, sondern räumten Wohnungen in Mauernähe, riegelten Straßen ab und sorgten an vielen Stellen für „freies Schussfeld“. Arbeitnehmer, die zwischen Wohn- und Arbeitsort über die Mauer hinweg pendelten (in der DDR als „Grenzgänger“ misstrauisch

beäugt), wurden penibel kontrolliert, befragt und eingeschüchtert – bis dieser „kleine Grenzverkehr“ langsam einschloß. Wer versuchte, neuen Schikanen mit alten Tricks zu entkommen, hatte mit Sanktionen am Ausbildungs- und Arbeitsplatz oder gegenüber der eigenen Familie zu rechnen.

Ab August 1961 tauchte vor den Augen der Weltöffentlichkeit eine neue Spezies von Menschen auf, die „Mauerspringer“ – 400 hüpfen bis 1989 von West nach Ost (!! – die „Mauertoten“ und die „Tunnelbauer“. Denn der „Friedenswall“ (SED-Sprachgebrauch) quer durch Berlin lockte weiterhin zur Flucht, zur Unterquerung durch menschliche „Maulwürfe“ – und forderte Opfer. Der „Schießbefehl“ war Realität und wurde – neben „Grenzverletzer“ – zum Unwort im propagandistischen Schlagabtausch beider deutscher Staaten.

Zur Ikone wurde das Bild vom Sterben Peter Fechters am 17. August 1962. Fast eine Stunde dauerte sein Todeskampf im „Todesstreifen“, dem DDR-Grenzsoldaten, GIs der USA und eine wachsende Menge Berliner untätig bzw. fassungslos zusahen. „Mörder, Mörder“ hörte man es rufen; Willy Brandt sprach von der „Schandmauer“, die in der „Berliner Zeitung“ gar als „KZ-Mauer“ bezeichnet wurde. Andere Blätter nannten die Grenzer „Ulbricht-SS“, die DDR „rotes KZ“ oder „Ulbricht-KZ“. Das war zwar falsch und vollkommen überzogen, vergiftete aber zielsicher die Atmosphäre zwischen beiden deutschen Staaten und Hälften Berlins.

Peter Fechter blieb leider nicht allein; bis 1989 starben 756 Menschen an der innerdeutschen Grenze (die Zahl ist bis heute umstritten), davon 239 an der Berliner Mauer. Die 21 im Lauf der Jahrzehnte umgekommenen DDR-Grenzsoldaten wurden zu „Helden“ stilisiert, nach denen man Straßen, Schulen, Pioniergruppen und Plätze im „sozialistischen Deutschland“ benannte. Im Westen erinnerten Denkmäler, Kreuze, Gedenksteine und Gedenkplatten in



Gehwegen an die Mauertoten – der Umgang mit diesen Erinnerungszeichen wäre allerdings eine eigene Geschichte (die wir später erzählen).

Berlin, August 1963: Trauerkränze am Mahnmal für Peter Fechter in der Zimmerstraße Stiftung Berliner Mauer, Foto: privat

Dass die tödliche Seite der Mauer (wie die Grenze insgesamt) nach Osten zeigte, offenbarte den eigentlichen Zweck des „antifaschistischen Schutzwalls“, der die Bürger der DDR einhegen und abschrecken sollte – oder wie es ein junger Grenzsoldat formuliert hat: „Die haben immer gesagt: antifaschistischer Schutzwall. Aber die ganze Sache war verkehrtrümmer gebaut. [...] Alle sahen das. Die war so gebaut, dass von unserer Seite praktisch keiner rüber konnte. [...] jetzt sah ich [...], dass es gegen unsere eigenen Leute ging.“ Die dramatischen Flüchtlingszahlen gingen folglich schlagartig zurück; die Masse der Menschen in der DDR richtete sich darauf ein, dort zu bleiben, zu leben und älter zu werden. Insofern ergibt die Formulierung, der Mauerbau sei die zweite Staatsgründung der DDR gewesen, tieferen Sinn, konnte sich doch die sozialistische Gesellschaft nach dem Mauerbau ungestörter denn je weiterentwickeln. Doch zyklische Versorgungskrisen blieben kennzeichnend für die sozialistische Volkswirtschaft und das Alltagsleben; echte Wachstumsbranchen waren allein Armee, Staatsapparat und die Organe der „inneren Sicherheit“ – ohne den systematischen Ausbau der Infrastruktur (Wohnungsbau, Bildungseinrichtungen, Kindergärten...) in ihrer Wichtigkeit für das Leben der Menschen zu unterschätzen. Die Sehnsucht nach Freiheit „in der Zone“ beschränkte sich vielfach auf den Genuss der Freizeit in Freundeskreisen, „Datschenkolonien“, im Ostsee-Urlaub oder auf Reisen in „sozialistische Bruderländer“.

Berlin blieb eine „siamesische Stadt“ (Peter Schneider) und Hotspot der Systemkonkurrenz. Trümmerfelder des Krieges inmitten der Stadtteile verschwanden nach und nach. Die „Hauptstadt der DDR“ wurde ebenso aufwendig aus- und umgebaut wie die „Landeshauptstadt Berlin“. Hatte Chruschtschow im ersten Berlin-Ultimatum (27.11.1958) gefordert, Berlin zur „Freien Stadt“, zur neutralen, besatzungsfreien Zone zu machen, so nahm die Freiheit im Westen eigene, andere Gestalt an. Dort lebte man nicht nur in Freiheit, man zelebrierte das auch und zeigte die „Schätze“ des Westens, mal protzig, mal auftrumpfend, den „Brüdern und Schwestern“ auf der „anderen Seite“. Die DDR-Broschüre „Was ich von der Mauer wissen muss“ – an allen Grenzübergängen an westliche Besucher verteilt – nannte West-Berlin folglich das „vorgeschiebene Provokationszentrum“. So trennte die Mauer letztlich nicht nur Freunde und Familien, sondern zwei Konsum-, Kommerz- und Lebenswelten, deren Bewohner (im „Osten“ sicherlich nicht alle) allerdings der Meinung waren, auf der jeweils „richtigen“ Seite des Geschichtsprozesses zu stehen. Im Alltag des Westens verblassten die Erinnerungen an den 17. Juni 1953, den Mauerbau und deren Opfer

allmählich, der „offizielle“ Osten lebte in den Erinnerungen an diese Ereignisse mit umgekehrten Vorzeichen; etwa am „Tag der Zivilverteidigung“ (11.2.), am „Tag der Nationalen Volksarmee“ (1.3.), am „Tag der Deutschen Volkspolizei“ (1.7.) oder am „Tag der Grenztruppen der DDR“ (1.12.).

### **„Was bleibt aber, stiften die Dichter“**

...heißt es in der Hymne „Andenken“ (1803) des Friedrich Hölderlin, in dessen Poem „Hälfte des Lebens“ wir lesen: „Die Mauern steh'n sprachlos und kalt / Im Winde klirren die Fahnen“ – mit denen auch die erste Strophe in Volker Brauns Gedicht „Die Mauer“ (1966) endet. Reiner Kunze wird zum 3. Oktober 1990 formulieren: „Als wir sie schleiften, ahnten wir nicht, / wie hoch sie ist / in uns / Wir hatten uns gewöhnt / an ihren horizont / und an die windstille / In ihrem schatten warfen / alle keinen schatten / Nun stehen wir entblößt / jeder entschuldigung“.

Auf all dies ist zurückzukommen...!

Justus H. Ulbricht